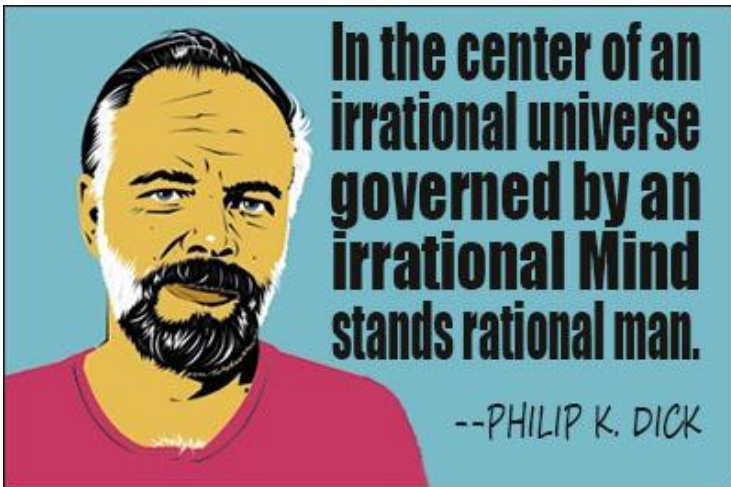


BLADE RUNNER

Von Menschen und Androiden

- Die Welten von Philip K. Dick -



Der amerikanische Schriftsteller **Philipp K. Dick** (1928-1982) gehört zu den wichtigsten zeitgenössischen Vertretern der Science-Fiction-Literatur. Philipp Kindred Dick wurde am 16. Dezember 1928 in Chicago geboren und veröffentlichte als 14-Jähriger seine erste Erzählung. Zwischen 1962 und 1970 schrieb er die bedeutendsten seiner Romane, mit denen er dem Genre der Science-Fiction-Literatur neue Züge verlieh: Bei ihm weicht eine für die Science-Fiction-Literatur ansonsten typische optimistische Sicht auf die technologische Zukunft einer bisweilen satirisch überspitzten Skepsis.

1982 kam unter der Regie **Ridley Scotts** der Film *Blade Runner* nach Motiven von Philip K. Dicks Erzählung *Do Androids Dream of Electric Sheep?* mit Harrison Ford, Rutger Hauer und Daryl Hannah in die Kinos. In der gewaltigen Kulisse einer Großstadt des Jahres 2019 angesiedelt, schildert *Blade Runner* die Jagd des Spezialdetektivs Rick Deckard nach vier gentechnologisch hergestellten künstlichen Menschen (Replikanten), die im Verlauf immer menschlichere Züge annehmen, und setzte durch sein düsterbedrohliches Szenario neue Maßstäbe für das Genre des Science-Fiction-Films. Auf den Internationalen Filmfestspielen in Berlin wurde 1993 erstmals ein so genannter *Director's Cut* gezeigt, eine vom Regisseur autorisierte Fassung, die ohne Off-Stimme auskommt und die Fabel durch einen offenen Schluss (es wird nahe gelegt, dass es sich auch bei Deckard um einen Replikanten handeln könnte) nicht eindeutig optimistisch ausklingen lässt.

Los Angeles 2019: In den überfüllten Straßen der gigantischen Stadt stöbert der zwielichtige Cop Gaff den Blade Runner Deckard (Harrison Ford) auf: Der ist Spezialist für die Liquidierung künstlicher Menschen, die geschaffen wurden, um in den Weltraumkolonien zu arbeiten. Einige dieser Replikanten, alle hochintelligent und von echten Menschen kaum zu unterscheiden, sind auf die Erde geflohen. Ihr Schöpfer Tyrell gibt Deckard einen Beweis seiner perfekten Arbeit. Replikantin Rachel (Daryl Hannah) hat eine künstliche Erinnerung und glaubt, ein Mensch zu sein - entsprechend sind dann auch ihre Reaktionen. Deckard, der sich in die Schöne verliebt, sieht seine Opfer mit anderen Augen. Trotzdem erledigt er drei von ihnen, bis er schließlich ihrem Anführer Roy (Rutger Hauer) gegenüber steht... .

Selten ist ein Film so viel berühmter geworden als seine Romanvorlage. Obwohl in Dicks Roman der Begriff „Blade Runner“ gar nicht vorkommt – wohl aber Rick Deckard als Held, dessen Beruf es ist, Replikanten „aus dem Verkehr zu ziehen“ – wird der Originalroman „Träumen Androiden von elektrischen Schafen?“ in den meisten Katalogen nur noch unter dem Titel „Blade Runner“ geführt.

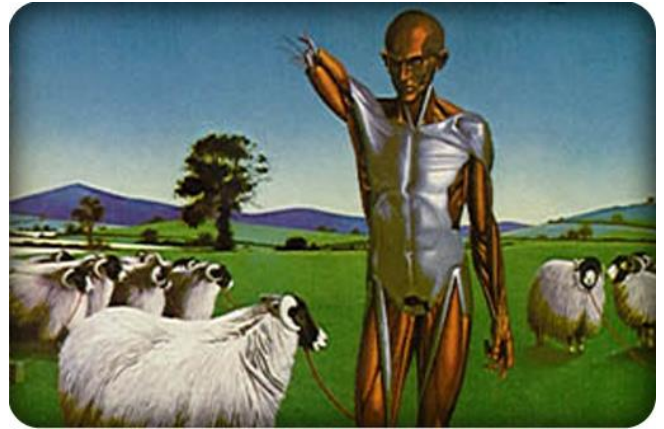
In vielen seiner Romane und Erzählungen setzt sich Philipp K. Dick mit dem Phänomen des künstlichen Menschen („Androiden“) auseinander. Diese meist als Arbeitssklaven hergestellten menschenähnlichen Roboter entwickeln häufig mehr menschliche Eigenschaften als ihren Produzenten lieb ist. Und so stellt sich immer wieder die Frage, wann und wodurch ein Mensch eigentlich ein Mensch ist.

Schon in der Charakterisierung der Hauptperson weicht der Film deutlich von der Romanvorlage ab. Der Rick Deckard des Romans ist alles andere als ein Actionheld. Er wird eher als biederer Bürger der Zukunft vorgestellt, der sich für sein privates Leben und Eheglück nichts sehnlicher wünscht, als ein echtes Tier zu besitzen.

PHILIP K. DICK
Träumen Androiden von
Elektrischen Schafen?

Roman

Aus dem Amerikanischen von Norbert Wölfel
Durchgesehen und ergänzt von Jacqueline Dougoud
HAFFMANS VERLAG
Leseprobe: S. 9-31



Eins

Die automatische Weckvorrichtung der Stimmungsortgel neben seinem Bett weckte Rick Deckard mit einem fröhlichen kleinen Stromstoß. Überrascht - er war immer überrascht, wenn er sich so schlagartig wach fand - setzte er sich im Bett auf, stellte sich in seinem bunten Pyjama hin und streckte sich. Drüben in ihrem Bett schlug jetzt auch seine Frau Iran ihre grauen, lustlosen Augen auf, blinzelte und schloß sie seufzend wieder. »Du hast deine Penfield zu schwach eingestellt«, sagte er zu ihr. »Ich stelle sie dir neu ein, dann wachst du auf und ...«

»Laß die Finger von meiner Einstellung!« fuhr sie ihn an. »Ich will gar nicht wach werden.«

Er setzte sich auf ihre Bettkante, beugte sich über sie und erklärte sanft: »Wenn du die Spannung hoch genug einstellst, freust du dich, wach zu sein. Das ist das ganze Geheimnis. Bei Einstellung C überwindet sie, wie bei mir, die Schwelle, die das Bewußtsein aussperrt.« Er tätschelte freundlich ihre nackte, blasse Schulter, weil er sich gegenüber der ganzen Welt aufgeschlossen fühlte - sein Gerät war auf D eingestellt.

»Faß mich nicht mit deinen groben Polizistenhänden an!« sagte Iran.

»Ich bin doch kein Polizist.« Er fühlte sich jetzt gereizt, obgleich er diese Stimmung nicht gewählt hatte.

»Du bist noch schlimmer als ein Polizist«, sagte seine Frau mit immer noch geschlossenen Augen. »Du bist ein von den Bullen angeheuerter Mörder!«

»Ich habe in meinem ganzen Leben noch kein menschliches Wesen getötet.« Seine gereizte Stimmung breitete sich nun aus und wurde ausgesprochen feindselig.

»Nur die armen Andys«, sagte Iran.

»Mir ist jedenfalls aufgefallen, daß du keine Skrupel dabei empfindest, wenn du die dafür bezahlten Prämien für irgendwelche Dinge aus gibst, die dir im Augenblick gerade gefallen.« Er stand auf und trat ans Schalt-pult seiner Stimmungsortgel. »Statt das Geld zu sparen, damit wir uns endlich ein richtiges Schaf kaufen könnten und nicht so einen elektrischen Schwindel, wie wir ihn oben auf dem Dach stehen haben. Bloß ein elektrisches Tier, das ist alles, was ich mir im Laufe all dieser Jahre hart verdient habe.« Vor dem Pult zögerte er und überlegte, ob er einen Thalamus-Hemmer wählen sollte, der seine wütende Stimmung ausgleichen würde, oder lieber ein Thalamus-Stimulans, das ihn genügend aufkratzen würde, um aus diesem Streit als Sieger hervorzugehen.

Iran hatte die Augen geöffnet und beobachtete ihn. »Wenn du jetzt eine giftigere Laune wählst, dann wähle ich dasselbe. Ich wähle die höchste Einstellung, und du wirst einen Streit erleben, der alles Bisherige in den Schatten stellt.« Rasch stand sie auf, sprang ans Schalt-pult ihrer eigenen Stimmungsortgel, blitzte ihn herausfordernd an und wartete.

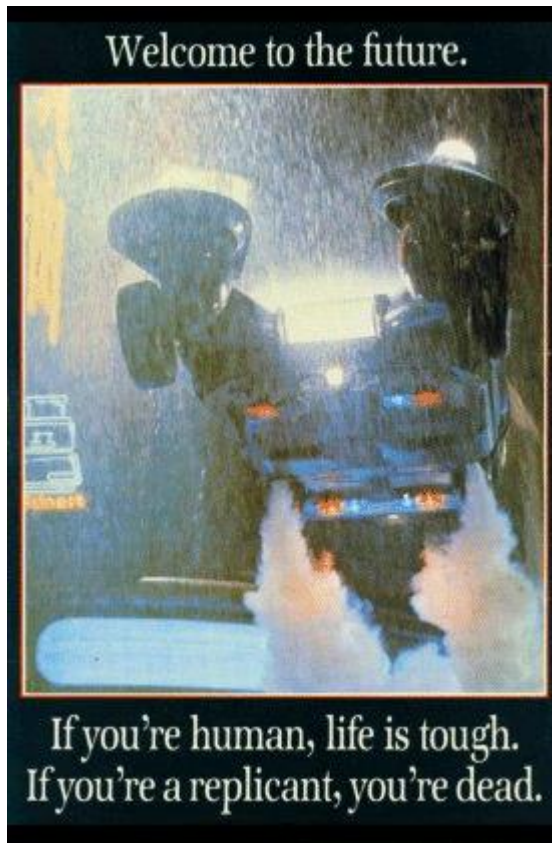
Ihre Drohung ernüchterte ihn. Seufzend sagte er: »Ich werde nur die für heute eingeplante Einstellung wählen.« Er sah nach, was für den 3. Januar 1992 auf seinem Plan stand: eine sachlich-nüchterne Haltung war vorgeschrieben. Bekümmert fragte er: »Wenn ich die Planeinstellung wähle, wirst du es dann auch tun?« Er wartete ab, schlau genug, sich nicht festzulegen, bevor seine Frau einwilligte, seinem Beispiel zu folgen.

»Auf meinem Plan stehen für heute sechs Stunden selbstanklagende Depression«, sagte Iran.

»Was? Warum hast du so etwas eingeplant?« Das widersprach vollkommen dem Zweck der Stimmungsortgel. Düster fügte er hinzu: »Ich habe gar nicht gewußt, daß man so etwas einstellen kann.«

Iran erklärte: »Eines Nachmittags saß ich hier und hatte selbstverständlich die Sendung mit Buster Freundlich und seinen freundlichen Freunden eingeschaltet. Er redete gerade von einer wichtigen Meldung, da wurde diese schreckliche Werbung eingeblendet, die ich so hasse. Du weißt schon, für Mountibanks Blei-

schutzteile. Ich schaltete deshalb für eine Minute den Ton aus. Da hörte ich das Haus, dieses Haus hier, ich hörte die ...« Sie machte eine Handbewegung.



»Die leeren Wohnungen«, sagte Rick. Manchmal hörte auch er sie, nachts, wenn er eigentlich schlafen sollte. Dabei rangierte ein intakt gebliebenes, zur Hälfte bewohntes Gebäude in diesen Zeiten in der Skala der Bevölkerungsdichte schon sehr weit oben; draußen in den Bezirken, die vor dem Krieg die Vororte darstellten, konnte man vollkommen leer stehende Wohnblocks finden. Das hatte er jedenfalls gehört. Aber er hatte es als Wissen aus zweiter Hand belassen, wie die meisten wollte er es nicht unmittelbar kennenlernen.

Iran fuhr fort: »In diesem Augenblick, als ich den Fernsehton abgeschaltet hatte, befand ich mich in einer 382er Stimmung. Ich hatte sie kurz zuvor gewählt. Daher nahm ich die Leere zwar geistig wahr, aber ich fühlte sie nicht. Meine erste Reaktion bestand darin, dankbar zu sein, daß wir uns eine Penfield Stimmungsgorgel leisten konnten. Doch dann wurde mir klar, wie ungesund es ist, das Fehlen von Leben zu spüren, nicht nur in diesem Gebäude, sondern überall, und nicht darauf zu reagieren - verstehst du? Ich glaube, das tust du nicht. Aber früher betrachtete man das als Anzeichen für eine bestimmte Geisteskrankheit, man bezeichnete sie als ›Fehlen des angemessenen Affekts‹. Ich ließ den TV-Ton also abgeschaltet, setzte mich an meine Stimmungsgorgel und begann zu probieren. Schließlich fand ich die Einstellung für Verzweiflung heraus.« Ihr dunkles, keckes Gesicht drückte Zufriedenheit aus, als habe sie damit

eine wirklich wertvolle Leistung vollbracht. »Also habe ich diese Stimmung zweimal monatlich auf meinen Plan gesetzt. Ich erachte diesen Zeitaufwand als durchaus angemessen für ein Gefühl der allgemeinen Hoffnungslosigkeit und dafür, daß wir hier auf der Erde geblieben sind, während die Schlauerer alle längst ausgewandert sind. Meinst du nicht auch?«

»Aber bei einer solchen Stimmung besteht doch die Gefahr, daß du darin verharrst«, sagte Rick, »daß du nicht mehr den Ausweg daraus wählst. Diese Art von Verzweiflung über die Wirklichkeit setzt sich ewig fort.«

»Ich programmiere für drei Stunden später eine automatische Umstellung«, sagte seine Frau überlegen. »A 481. Bewußtsein der vielfältigen Möglichkeiten, die mir die Zukunft bietet, neue Hoffnung, daß ...«

»Ich kenne 481«, unterbrach er sie. Er hatte diese Kombination selbst schon oft gewählt; er war sehr auf sie angewiesen.

Rick setzte sich auf die Bettkante, nahm ihre Hände und zog sie zu sich herunter. »Hör mal«, sagte er, »selbst mit einer automatischen Neueinstellung ist es immer gefährlich, sich irgendeiner Depression auszusetzen. Verzichte auf deine Einstellung, und ich verzichte auf meine. Wir wählen gemeinsam 104, genießen es miteinander, dann behältst du es bei, und ich programmiere meine normale sachlich-nüchterne Haltung. In mir wird dann der Wunsch entstehen, für einen Sprung hinauf aufs Dach zu gehen, nach dem Schaf zu sehen und nachher ins Büro zu fahren, und du sitzt nicht hier herum und brütst ohne Fernsehen vor dich hin.«

Er ließ ihre langen, schlanken Finger los und ging durch die geräumige Wohnung hinüber ins Wohnzimmer, wo es noch ein wenig nach Zigaretten von gestern abend roch. Er bückte sich und schaltete den Fernseher ein.

Aus dem Schlafzimmer erklang Irans Stimme: »Ich vertrage vor dem Frühstück kein Fernsehen!«

»Dann wähle 888«, gab Rick zurück und wartete auf das Warmwerden des Geräts, »den Wunsch fernzusehen, egal was läuft.«

»Ich habe im Augenblick überhaupt keine Lust, irgend etwas einzustellen.«

»Dann wähle 3«, sagte er.

»Ich kann doch nicht eine Einstellung wählen, die in meiner Großhirnrinde den Wunsch zum Wählen wachruft! Wenn ich nicht wählen will, dann will ich schon gar nicht das wählen, weil ich dann nämlich wählen will, und das Wählenwollen erscheint mir im Augenblick als der denkbar abwegigste Drang. Ich will nichts weiter als hier auf der Bettkante sitzen und zu Boden starren.« Ihre scharfe Stimme durchdrangen düstere Obertöne in dem Maße, wie ihr Gerät gefror, und ihre Aufregung legte sich, nachdem sich eine unwillkürliche, allgegenwärtige große Schwere, eine fast vollkommene Trägheit wie ein Film auf sie nieder ließ.

Er drehte den Fernseher laut. Die dröhnende Stimme von Buster Freundlich füllte den Raum.

»Hallo, Freunde! Jetzt wird es Zeit für einen kurzen Blick auf unser heutiges Wetter. Der Satellit Mungo meldet, daß der radioaktive Niederschlag gegen Mittag besonders stark sein wird, um dann später etwas abzuflauen. Wer von den Zuschauern sich also ins Freie wagen will ...«

Iran tauchte in ihrem langen, dünnen Nachthemd neben ihm auf und schaltete den Fernseher aus. »Schon gut, ich gebe es auf. Ich wähle, was du willst, selbst äußerste sexuelle Verzückung - mir ist so hundeeelend, daß ich selbst das über mich ergehen lasse. Zum Teufel auch, was macht es schon für einen Unterschied?«

»Ich stelle die Orgeln für uns beide ein«, sagte Rick und führte sie ins Schlafzimmer zurück. Dann trat er an ihr Pult und programmierte 594: freudige Anerkennung der geistigen Überlegenheit des Ehemannes in allen Dingen. An seinem eigenen Pult wählte er eine frische und schöpferische Einstellung zur eigenen Arbeit, obgleich er sie kaum nötig hatte. Es war seine gewöhnliche, angeborene Einstellung, unabhängig von Penfields künstlicher Gehirnstimulans.

Nach einem hastigen Frühstück - er hatte durch den Wortwechsel mit seiner Frau viel Zeit verloren - stieg er in seinem Ausgehanzug, zu dem auch sein Mountibank-Bleischutzstück, Modell Ajax, gehörte, hinauf zur Weide auf dem Flachdach, wo sein elektrisches Schaf »graste«. Hier mampfte dieses Meisterwerk der Technik scheinbar zufrieden vor sich hin und führte alle anderen Hausgenossen an der Nase herum.

Natürlich bestanden sicher auch einige ihrer Tiere aus elektronischen Schaltungen unter einem geschickt geformten Äußeren. Er hatte sich selbstverständlich nie in diese Dinge eingemischt, wie auch die Nachbarn sich nie um das Innenleben seines Schafes kümmerten. Nichts wäre unhöflicher gewesen. Die Frage »Ist Ihr Schaf echt?« hätte mehr gegen die Regeln des Anstands verstoßen als die Erkundigung nach der Echtheit der Zähne, Haare oder inneren Organe eines Mitbürgers.

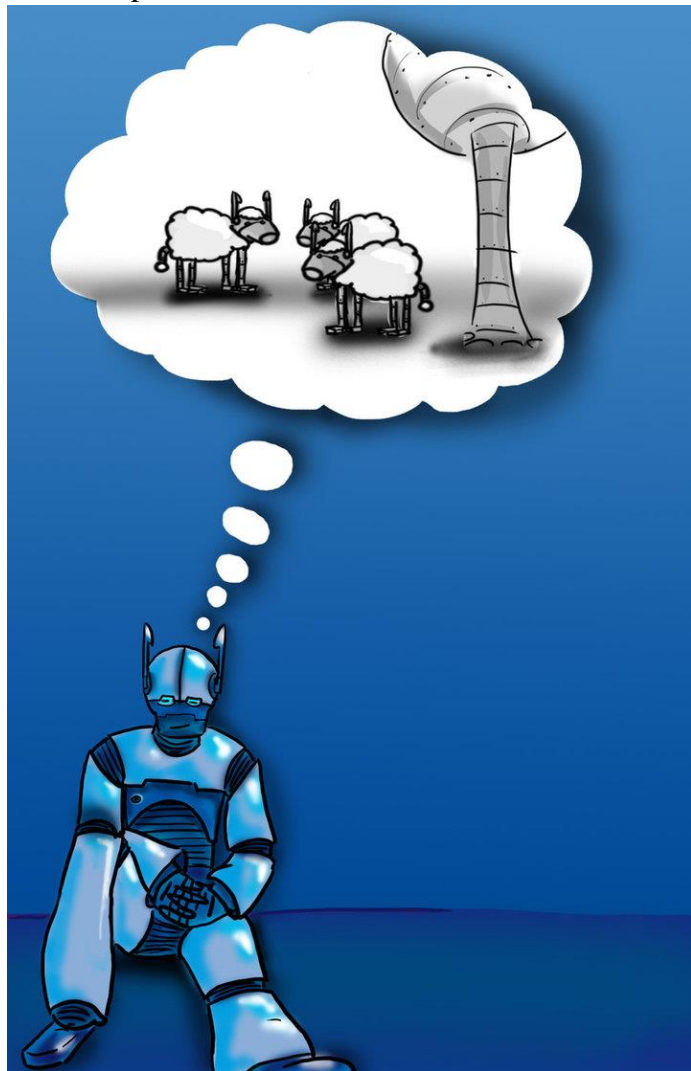
Die mit radioaktiven Partikeln gesättigte Morgenluft umgab ihn grau, vernebelte die Sonne und stach ihm in die Nase. Unwillkürlich glaubte er den Tod zu riechen. Aber das ist wohl übertrieben, sagte er sich, als er auf das Rasenstück zuing, das ihm zusammen mit der viel zu großen Wohnung darunter gehörte. Das Erbe des Letzten Weltkriegs ließ in der Wirkung nach. Wer den Staub nicht vertragen hatte, war schon vor Jahren in Vergessenheit geraten. Die Strahlung war jetzt schwächer und traf die kräftigen Überlebenden; sie verwirrte nur noch den Geist und schädigte die Fortpflanzungsfähigkeit. Trotz seines Bleischutzes drang der Staub zweifellos auch in ihn ein und durchsetzte ihn täglich - solange er sich nicht zur Auswanderung entschloß - mit einer kleinen Ladung verderblichen Gifts. Bisher hatten die monatlichen Untersuchungen ihn als normal bestätigt: Er war in der Lage, sich innerhalb der gesetzlichen Grenzen fortzupflanzen. Aber schon im nächsten Monat konnten die Ärzte der Polizeidienststelle von San Francisco etwas anderes finden. Ständig tauchten neue »Sonderfälle« auf, die der allgegenwärtige Staub aus Normalen hervorgebracht hatte. Zur Zeit verbreiteten Plakate, Fernsehwerbung und Postwurfsendungen der Regierung das Motto: »Emigrieren oder degenerieren! Wählen Sie selbst!« Sehr wahr, dachte Rick, als er das Tor zu seiner Miniaturweide öffnete und auf sein elektrisches Schaf zuing. Aber ich kann nicht emigrieren, sagte er sich. Mein Job hält mich hier.

Der Besitzer der Weide nebenan, sein Wohnnachbar Bill Barbour, rief ihm einen Gruß zu. Auch er trug schon, wie Rick, seine Arbeitskleidung und wollte noch nach seinem Tier sehen, bevor er sich auf den Weg machte.

»Mein Pferd ist trächtig«, verkündete Barbour strahlend. Er deutete auf seinen mächtigen Percheron, der ausdruckslos ins Leere starrte. »Was sagen Sie dazu?«

»Was soll ich sagen? Dann werden Sie bald zwei Pferde besitzen«, antwortete Rick. Er stand jetzt vor seinem Schaf. Es lag wiederkäuend da und hielt seinen Blick wachsam auf ihn gerichtet, ob er nicht vielleicht einen Leckerbissen mitgebracht hatte. Das nachgemachte Schaf enthielt nämlich eine auf Hafer ansprechende Schaltung. Beim Anblick solcher Getreideflocken rasselte es sich in recht überzeugender Weise auf und kam zu seinem Besitzer. »Wovon soll es denn trächtig sein?« fragte er Barbour. »Vom Wind?«

»Ich habe von dem besten Samenplasma gekauft, das in ganz Kalifornien zu haben ist«, sagte Barbour.
»Durch gewisse Beziehungen, die ich zum Staatlichen Zuchtamt habe. Erinnern Sie sich nicht mehr, daß letzte Woche der Veterinärinspektor hier war und Judy untersucht hat? Sie sind ganz scharf auf das Fohlen, weil Judy so ein unvergleichliches Tier ist.« Barbour tätschelte seinem Pferd liebevoll den Hals, und es neigte den Kopf zu ihm.



»Haben Sie schon mal daran gedacht. Ihr Pferd zu verkaufen?« fragte Rick. Er hätte zu gern ein Pferd gehabt oder sonst irgendein Tier. Einen solchen Schwindel zu besitzen und zu unterhalten demoralisierte ihn allmählich. Und doch mußte es aus gesellschaftlichen Gründen sein, wenn man schon nichts Echtes besaß.

Also hatte er keine andere Wahl, als weiterzumachen. Selbst wenn ihm nichts daran gelegen hätte - da war noch seine Frau, und Iran war es nicht gleichgültig, überhaupt nicht.

Barbour sagte entrüstet: »Es wäre unmoralisch von mir, mein Pferd zu verkaufen.«
»Dann verkaufen Sie doch das Fohlen. Zwei Tiere zu besitzen ist noch unmoralischer, als gar keins zu haben.«

Verwundert entgegnete Barbour: »Wie meinen Sie das? Viele Leute haben doch zwei Tiere oder gar drei oder vier. Fred Washborne, dem die Algenaufbereitung gehört, in der mein Bruder arbeitet, besitzt sogar fünf Tiere. Haben Sie im gestrigen Chronicle den Artikel über seine Ente gelesen? Angeblich soll es die größte und schwerste Moscovy an der ganzen Westküste sein.« Beim Gedanken an einen derartigen Besitz bekam Barbour ganz glasige Augen, und er glitt langsam in einen tranceähnlichen Zustand.

Rick suchte in seinen Rocktaschen und fand schließlich das abgegriffene, zerlesene Januarheft von Sidneys Tier- und Geflügel-Katalog. Er schlug im Re-

gister nach, fand unter »Fohlen« den Hinweis »siehe Pferde, Jgt.« und hatte sogleich den allgemeinen Richtpreis zur Hand! »Bei Sidney könnte ich ein Percheron-Fohlen für fünftausend Dollar kaufen«, sagte er laut.
»Können Sie nicht«, sagte Barbour. »Sehen Sie sich die Liste noch einmal genauer an. Der Preis ist kursiv gedruckt. Das bedeutet, daß keine Fohlen vorrätig sind, es wäre nur der Preis, falls sie welche hätten.«
»Und wenn ich Ihnen zehn Monate lang monatlich fünfhundert Dollar zahle?« sagte Rick. »Den vollen Katalogpreis?«

Mitleidig sagte Barbour: »Deckard, Sie verstehen eben doch nichts von Pferden. Es hat seinen guten Grund, warum Sidney keine Percheron-Fohlen anbieten kann. Sie werden nicht verkauft - nicht mal zum Katalogpreis. Sie sind zu selten, sogar die verhältnismäßig minderwertigen.« Er lehnte sich gestikulierend über ihren gemeinsamen Zaun. »Ich habe Judy jetzt seit drei Jahren. In dieser Zeit ist mir nicht ein einziges Mal eine ähnlich gute Percheron-Stute über den Weg gelaufen. Als ich sie kaufte, mußte ich extra nach Kanada fliegen, und ich habe sie persönlich hergefahren, damit sie mir unterwegs nicht abhanden kam. Denn kaum sind Sie mit so einem Tier in der Nähe von Colorado oder Wyoming, werden Sie niedergeschlagen und bestohlen. Wissen Sie, weshalb? Weil es vor dem Letzten Weltkrieg noch Hunderte davon gab ...«

Rick unterbrach ihn: »Aber wenn Sie zwei Pferde haben und ich keins, so verstößt das doch gegen sämtliche theologischen und moralischen Grundsätze des Mercerismus.«

»Sie haben Ihr Schaf. Sie können doch den Aufstieg in Ihrem privaten Leben vollziehen, und wenn Sie die beiden Hebel des psychologischen Einfühlungsvermögens in die Hand bekommen, können Sie ehrenhaft

weiterkommen. Nun, ohne dieses Schaf da fände ich eine gewisse Logik in Ihren Überlegungen. Wenn ich zwei Tiere hätte und Sie gar keins, würde ich wohl dazu beitragen, Sie der wahren Einswerdung mit Mercer zu berauben. Aber jede Familie in diesem Haus - warten Sie mal, jedes dritte Apartment ist bewohnt, also müssen es fünfzig sein - jede Familie besitzt irgendein Tier. Graveson gehört das Huhn da drüben.« Er deutete nach Norden. »Oakes und seine Frau haben den großen, roten Hund, der nachts immer bellt.« Er überlegte. »Ich glaube, Ed Smith hält unten in seiner Wohnung eine Katze. Jedenfalls behauptet er es, gesehen hat sie noch niemand. Möglich, daß er nur damit angibt.«

Rick ging hinüber zu seinem Schaf, bückte sich und tastete in der dicken weißen Wolle - immerhin war diese echt - nach dem versteckten Kontrollmechanismus. Vor Barbours Augen klappte er den Deckel auf und enthüllte das Schaltbrett.

»Sehen Sie?« sagte er zu Barbour. »Jetzt verstehen Sie vielleicht, warum ich das Fohlen so dringend haben möchte.«

Nach einer langen Pause sagte Barbour: »Armer Kerl. War es schon immer so?«

»Nein.« Rick klappte den Deckel an seinem elektrischen Schaf zu, richtete sich auf und sah seinen Nachbarn an. »Zuerst hatte ich ein richtiges Schaf. Mein Schwiegervater hat es uns geschenkt, als er auswanderte. Dann, vor ungefähr einem Jahr, kam das Unglück. Vielleicht erinnern Sie sich noch, wie ich es zum Tierarzt brachte. Sie waren doch an dem Morgen hier oben, als ich es auf der Seite liegend vorfand.«

»Sie haben es auf die Beine gestellt«, erinnerte sich Barbour und nickte. »Ja, Sie haben es noch einmal hochgebracht, aber nach ein paar Schritten ist es wieder umgefallen.«

Rick sagte: »Schafe bekommen die seltsamsten Krankheiten. Oder mit andern Worten: Schafe kriegen die verschiedensten Krankheiten, aber die Symptome bleiben sich immer gleich. Sie können nicht mehr aufstehen, und man kann nie feststellen, wie ernst die Sache ist, ob es sich nur um ein verstauchtes Bein oder um Tetanus handelt. Daran ist mein Schaf eingegangen: an Tetanus.«

»Hier oben?« fragte Barbour. »Hier auf dem Dach?«

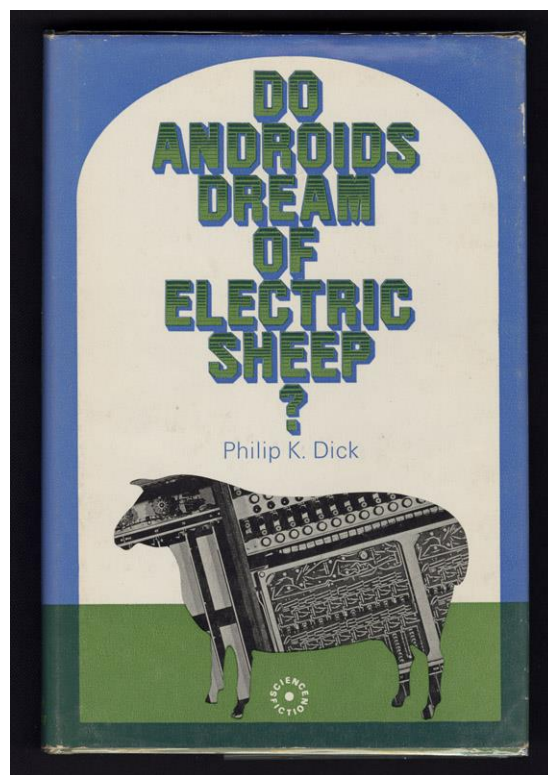
»Das Heu war schuld«, sagte Rick. »Einmal habe ich nicht den ganzen Draht von dem Ballen abbekommen. Ein Stückchen Draht blieb dran, und Groucho - so hieß das Schaf - verletzte sich daran und zog sich Tetanus zu. Ich brachte Groucho zum Tierarzt. Dort ging er ein. Ich überlegte eine Weile, dann rief ich eine der Firmen an, die künstliche Tiere herstellen, zeigte den Leuten ein Foto von Groucho, und sie haben mir das hier geliefert.« Er deutete auf das im Gras liegende Ersatztier, das immer noch wiederkäute und ihn aufmerksam beobachtete, ob er nicht vielleicht doch Hafer in der Tasche hatte. »Eine ausgezeichnete Arbeit. Ich beschäftige mich genauso viel und gründlich damit, wie mit dem echten Tier. Aber ...« Er zuckte die Achseln.

»Es ist eben nicht dasselbe«, beendete Barbour den angefangenen Satz.

»Aber fast. Man fühlt sich gleich dabei, denn es muß immer im Auge behalten werden, als wäre es tatsächlich lebendig. Manchmal gehen diese Dinger kaputt, und dann weiß jeder im ganzen Haus Bescheid. Ich habe es schon sechsmal in der Reparatur gehabt. Meist handelte es sich bloß um kleine Funktionsstörungen, aber wenn sie jemand bemerkt hätte ... Einmal ging zum Beispiel das Stimmband kaputt, und das

Schaf hörte nicht auf zu blöken. Jeder hätte merken können, daß es ein mechanisches Versagen war.« Er fügte hinzu: »Auf dem Wagen der Reparaturfirma steht natürlich ›Tierklinik Sowiesos und der Fahrer trägt einen weißen Kittel wie ein richtiger Tierarzt.« Plötzlich warf er einen Blick auf seine Uhr und merkte, wie spät es geworden war. »Ich muß zur Arbeit«, sagte er. »Bis heute abend.«

Als er auf seinen Wagen zuging, rief ihm Barbour eilig nach: »Ich werde natürlich zu keinem hier im Haus etwas sagen.«



Rick hielt inne und wollte sich bedanken, aber dann überkam ihn etwas von der Verzweiflung, über die Iran gesprochen hatte, und er sagte: »Ich weiß nicht recht, vielleicht ist es ganz gleichgültig.«

»Aber man wird Sie über die Schulter ansehen. Nicht alle, aber einige. Sie wissen doch, wie die Leute sind, wenn man sich um kein Tier kümmert. In ihren Augen ist das unmoralisch und gefühllos. Ich meine, rein technisch gesehen ist es kein Verbrechen mehr wie nach dem Letzten Weltkrieg, aber der Nachgeschmack bleibt.«

»Mein Gott!« rief Rick verzagt. »Ich möchte doch ein Tier haben. Ich versuche schon so lange, eins zu kaufen. Aber bei meinem Gehalt als städtischer Angestellter ...«

Ja, wenn ich wieder einmal Glück hätte bei der Arbeit, dachte er. Wie damals vor zwei Jahren, wo ich vier Andys innerhalb eines Monats erwischt habe. Wenn ich damals gewußt hätte, daß Groucho eingehen würde ... aber das war noch vor dem Tetanusanfall. Vor dem kleinen Stückchen Ballendraht unter der Haut.

»Sie könnten sich doch eine Katze kaufen«, schlug Barbour vor. »Katzen sind billig; schauen Sie doch in Sidneys Katalog nach.«

Rick sagte ruhig: »Ich will kein Schoßtier. Wie gesagt, möchte ich ein großes Tier haben. Ein Schaf oder, wenn ich das Geld dafür zusammenbringe, eine Kuh, einen Stier, oder - wie Sie - ein Pferd.« Die Prämie für fünf erledigte Andys würde dafür schon reichen, fiel ihm ein. Tausend Dollar pro Stück, zusätzlich zum Gehalt. Dann könnte ich sicher irgend jemandem das abkaufen, was ich gern haben möchte. Selbst wenn der Preis in Sidneys Tier- und Geflügel-Katalog kursiv gedruckt ist. Fünftausend Dollar - aber zuerst müssen diese fünf Androiden von einem der kolonisierten Planeten auf die Erde gelangen, überlegte er. Das kann ich nicht beeinflussen. Ich kann nicht fünf davon herholen. Und selbst wenn ich es könnte, so gibt es noch andere Prämienjäger für andere Polizeiorganisationen weltweit. Es müßte schon so sein, daß diese Andys sich im Bereich Nordkalifornien niederlassen, und dann müßte noch Dave Holden, der erste Prämienjäger hier, sterben oder pensioniert werden.

»Kaufen Sie sich doch eine Grille«, schlug Barbour witzig vor. »Oder eine Maus. Mann, für fünfundzwanzig Dollar bekommen Sie doch schon eine ausgewachsene Maus!«

Rick sagte nur: »Ihr Pferd könnte genauso eingehen wie Groucho, ohne Vorankündigung. Wenn Sie heute abend von der Arbeit zurückkommen, kann es schon auf dem Rücken liegen und alle Viere in die Luft strecken wie ein Käfer. Oder, wenn Ihnen das lieber ist, wie eine Grille.« Mit dem Autoschlüssel in der Hand ging er weg.

»Entschuldigen Sie, wenn ich Sie gekränkt habe«, sagte Barbour unsicher.

Schweigend schloß Rick die Tür seines Schwebewagens auf. Für seinen Nachbarn hatte er kein einziges Wort mehr übrig. Er dachte bereits an seine Arbeit, an den Tag, der vor ihm lag.

Zwei

In einem gigantischen, leeren, verfallenen Gebäude, das einst Tausenden Unterkunft bot, lief in einem der unbewohnten Räume noch ein einsamer Fernsehapparat.

Diese herrenlose Ruine war vor dem Letzten Weltkrieg gepflegt und ordentlich gehalten. Hier in dieser Gegend befanden sich damals die Vororte von San Francisco und konnten mit dem schnellen Monorail von der City aus erreicht werden. Die ganze Halbinsel glich einem gewaltigen lebendigen Baum voller Vögel, die ihre Meinung zum besten gaben oder sich beklagten. Inzwischen jedoch waren die wachsamen Hauseigentümer entweder gestorben oder in eine der Kolonialwelten ausgewandert. Die meisten waren gestorben - es war ein sehr kostspieliger Krieg geworden, trotz aller zuversichtlichen Voraussagen des Pentagons und seinem selbstgefälligen wissenschaftlichen Organ, der Rand Corporation - die sich übrigens ganz in der Nähe niedergelassen hatte. Wie die Besitzer der Wohnungen war dann auch diese Vereinigung weggezogen, offensichtlich für immer. Niemand vermißte sie.

Es erinnerte sich auch niemand mehr daran, warum der Krieg ausgebrochen war oder wer - falls überhaupt - ihn gewonnen hatte. Der tödliche Staub, der den größten Teil des Globus verseuchte hatte, kam aus dem Niemandsland, und keiner, nicht mal der Kriegsfeind, hatte mit ihm gerechnet.

Zuerst waren seltsamerweise die Eulen gestorben. Damals war es den meisten Leuten fast komisch vorgekommen, wie die dicken, plusterigen weißen Vögel da und dort auf Höfen und Straßen herumlagen. Da die Eulen sich auch zu Lebzeiten nie vor der Dämmerung hervorwagten, waren sie niemandem aufgefallen. Im

Mittelalter hatten sich Seuchen auf ähnliche Weise manifestiert - in der Form vieler toter Ratten. Diese Seuche aber kam von oben.

Den Eulen folgten natürlich die meisten anderen Vögel, aber inzwischen hatte man das Geheimnis bereits enträtselt und analysiert. Schon vor dem Krieg war ein bescheidenes Kolonisationsprogramm angelaufen, aber jetzt, wo die Sonne nicht mehr über der Erde schien, trat die Kolonisation in eine völlig neue Phase.

Der Synthetische Freiheitskämpfer, ursprünglich eine Kriegswaffe, war in Verbindung mit diesem Programm abgewandelt worden. Der humanoide Roboter funktionierte auch in jeder fremden Welt - strenggenommen handelte es sich um einen organischen Androiden - und wurde nun der Packesel des Kolonisationsprogramms. Nach einem UNO-Gesetz erhielt jeder Auswanderer automatisch einen Androiden des Typs, den er sich wünschte. Um 1990 war die Zahl der verschiedenen Typen ebenso unübersichtlich geworden wie bei den amerikanischen Autos der sechziger Jahre.

Der Androide wurde zum besten Lockmittel. Um bei einem alten Vergleich zu bleiben: Er war das Zuckerbrot und der radioaktive Niederschlag die Peitsche. Die UNO machte die Auswanderung einfach, das Bleiben schwierig, wenn nicht unmöglich. Wer auf der Erde blieb, mußte damit rechnen, von heute auf morgen als biologisch untauglich eingestuft zu werden, als eine Bedrohung des unverdorbenen Erbes der Rasse. Wenn ein Bürger erst einmal zu einem Sonderfall wurde, schied er aus der Geschichte aus, selbst wenn er sich zur Sterilisation bereit erklärte. Er hörte praktisch auf, Bestandteil der Menschheit zu sein.

Dennoch weigerten sich hier und da die Leute zu emigrieren, was selbst für die Betroffenen absolut vernunftwidrig war. Logischerweise hätten längst alle Normalen ausgewandert sein müssen. Aber vielleicht erschien ihnen die Erde, so entstellt sie auch sein mochte, doch als vertraute Heimat, an der man hängt. Vielleicht hofften die Zurückgebliebenen auch, daß die Staubschicht über der Erde eines Tages wieder verschwinden würde. Jedenfalls blieben Tausende da, zumeist in den Stadtgebieten, wo man einander sehen und sich gegenseitig durch das bloße Vorhandensein Mut machen konnte. Sie schienen verhältnismäßig normal zu sein. Und als dubiose Ergänzung zu ihnen blieben in den praktisch verlassenen Vororten ein paar seltsame Wesen zurück.

Zu ihnen gehörte auch John Isidore. Er rasierte sich im Bad und ließ sich dabei von dem im Wohnzimmer stehenden Fernseher bequasseln.

In den ersten Tagen nach dem Krieg war er einfach hierhergekommen und geblieben. In jener schrecklichen Zeit hatte keiner so recht gewußt, was er tun sollte. Ganze Volksgruppen zogen, vom Krieg entwurzelt, umher, ließen sich zunächst hier, dann dort nieder. Damals war der radioaktive Niederschlag sporadisch und regional unterschiedlich stark. Einige amerikanische Bundesstaaten waren nahezu niederschlagsfrei, während andere völlig verseucht waren. Die vertriebenen Menschen flohen vor dem Staub. Die Halbinsel südlich von San Francisco war erst noch staubfrei, und so ließen sich große Menschenmassen hier nieder. Als der Staub dann doch kam, starben einige, die anderen wanderten aus. J.R. Isidore blieb.

Der Fernseher plärrte: »... kommen die herrlichen Zeiten der Südstaaten vor dem Bürgerkrieg wieder! Ob Leibdiener oder unermüdliche Feldarbeiter - der maßgeschneiderte humanoide Roboter wird durch und durch ihren ureigensten Wünschen angepaßt! Sie erhalten ihn bei Ihrer Ankunft kostenlos als Geschenk, reichlich ausgestattet, genau nach den Angaben gebaut, die Sie vor Ihrer Abreise von der Erde machen. Dieser treue und wartungsfreie Begleiter des Menschen ist die größte und kühnste Errungenschaft der neueren Zeit. Er wird Ihnen ...« So ging es weiter und weiter.

Hoffentlich komme ich nicht zu spät zur Arbeit, dachte Isidore beim Rasieren. Er besaß keine richtiggehende Uhr. Normalerweise verließ er sich auf die Zeitansage im Fernsehen, aber heute war offenbar der Interplanetarische Feiertag. Jedenfalls behauptete das Fernsehen, es handle sich um den fünften - oder sechsten? - Jahrestag der Gründung von Neu-Amerika, der wichtigsten amerikanischen Siedlung auf dem Mars. Mit seinem beschädigten Fernsehgerät empfing er nur den einen Sender, der seit dem Krieg vom Staat betrieben wurde. Die Regierung in Washington stellte mit ihrem Auswanderungsprogramm den einzigen Sponsor dar, und Isidore war gezwungen, das alles mit anzuhören.

»Fragen wir einmal Mrs. Maggie Klugmann«, schlug der Ansager John Isidore vor, der viel lieber die Zeit vernommen hätte. »Als neue Auswanderin zum Mars hatte Mrs. Klugmann bei einem Interview in New New York folgendes zu sagen - Mrs. Klugmann, wenn Sie Ihr Leben auf der verseuchten Erde mit dem herrlichen Dasein hier vergleichen, wo Ihnen jede erdenkliche Möglichkeit offensteht, was würden Sie dann

sagen?« Eine Pause, dann antwortete eine müde, trockene, ältliche Frauenstimme: »Was mir und meiner dreiköpfigen Familie am meisten auffiel, war die Würde.«

»Die Würde, Mrs. Klugmann?«

»Ja«, antwortete Mrs. Klugmann, Neubürgerin von New New York auf dem Mars. »Das ist schwer zu erklären. Einen Diensthofen zu besitzen, auf den man sich in diesen schweren Zeiten verlassen kann - das finde ich einfach beruhigend.«

»Sagen Sie, Mrs. Klugmann, machten Sie sich früher, als Sie noch auf der Erde waren, auch Sorgen darum, als - hm - Sonderfall eingestuft zu werden?«

»Ach, mein Mann und ich haben uns halb zu Tode geängstigt. Nach der Auswanderung ist diese Sorge natürlich von uns gewichen, glücklicherweise für immer.«

Für mich auch, dachte John Isidore bissig. Auch ich habe diese Sorge nicht mehr, ohne ausgewandert zu sein. Er war nun schon seit mehr als einem Jahr ein Sonderfall, was nicht nur seine mißgebildeten Gene betraf. Schlimmer war, daß er beim Test zur Feststellung eines Minimums an Geistesgaben durchgefallen war. Damit galt er im Volksmund als Spatzenhirn. Auf ihn fiel die Verachtung dreier Planeten. Trotzdem existierte er. Er fuhr für eine Reparaturfirma für nachgemachte Tiere einen Lieferwagen. Der düstere, wortkarge Hannibal Sloat, Chef der Van-Ness-Tierklinik behandelte ihn als Menschen, und dafür war er ihm dankbar. *Mors certa, vita incerta*, pflegte Mr. Sloat gelegentlich zu sagen. Obwohl Isidore den Spruch schon mehr als einmal mitbekommen hatte, war ihm sein Inhalt nur andeutungsweise bekannt. Ein Spatzenhirn, das Latein ergründete, wäre schließlich kein Spatzenhirn. Als er dies Mr. Sloat erklärte, wurde es ihm bestätigt. Außerdem gab es noch unendlich viel dümmere Spatzenhirne, die gar keiner Arbeit nachgehen konnten und in Anstalten verwahrt wurden, denen man den kuriosen Namen »Amerikanisches Institut für besondere Fachkenntnisse« gab. »Sonder« mußte irgendwie darin vorkommen, wie üblich.

»Und Ihr Gatte, Mrs. Klugmann, fühlte sich auch nicht sicher«, fuhr der Sprecher fort, »obgleich er eine teure, unbequeme, bleierne Strahlungsschutzkleidung besaß und auch ständig trug?«

»Mein Mann ...«, sagte Mrs. Klugmann, aber in diesem Augenblick war Isidore mit Rasieren fertig, rannte hinüber ins Wohnzimmer und schaltete ärgerlich den Fernseher aus.

Schweigen.

Es schlug ihm von jedem Möbel und von den Wänden entgegen und traf ihn mit so schrecklicher Gewalt wie ein übermächtiger Stromstoß. Es stieg vom Fußboden auf, von dem zerschlissenen grauen Spanntepich. Es entstieg auch den kaputten oder beschädigten Küchengeräten, den toten Maschinen, die schon nicht mehr funktioniert hatten, als Isidore hier einzog. Es strömte aus der nutzlosen Stehlampe im Wohnzimmer und verschmolz mit dem inhaltlosen Schweigen, das sich von der fliegenbefleckten Zimmerdecke herabsenkte. Dieses Schweigen ging tatsächlich von jedem Gegenstand in seinem Blickfeld aus, als ob es an die Stelle der greifbaren Dinge treten wollte. Daher schmerzte es nicht nur in seinen Ohren, sondern auch in seinen Augen. Wie er so neben dem stummen Fernseher stand, empfand er das Schweigen als sichtbar und in gewisser Weise als lebendig. Lebendig! Schon öfters hatte er sein unerbittliches Nahen zu spüren bekommen. Wenn es kam, dann platzte es herein, plump und offensichtlich unfähig zu warten. Das Schweigen der Welt konnte seine Gier nicht im Zaum halten. Nicht mehr. Nicht, wenn es praktisch gewonnen hatte.

Isidore fragte sich, ob die anderen, die auf der Erde geblieben waren, die Leere auch so empfanden. Oder lag das nur an seiner biologischen Eigenart, seinem gestörten Empfindungsvermögen? Eine interessante Frage, dachte Isidore. Aber mit wem sollte er darüber reden? Er lebte allein in diesem zerfallenden blinden Gebäude mit seinen tausend menschenleeren Wohnungen, das, wie alle anderen Bauwerke auch, Tag für Tag mehr seinem unwiderruflichen Ende als Ruinenhaufen entgegenging. Irgendwann würde alles im Gebäudeinnern verschmelzen, die Formen verlieren, sich angleichen, eine nicht identifizierbare Masse werden, die bis zur Decke jeder Wohnung reicht. Und dann würde das vernachlässigte Gebäude selbst in Formlosigkeit zerfließen und unter dem allgegenwärtigen Staub begraben werden. Bis dahin würde er natürlich längst tot sein - auch ein interessantes Ereignis, an das er denken mußte, als er mitten in seinem gespenstischen Wohnzimmer stand, allein mit der atemlosen, alles durchdringenden, gebieterischen Weltstille.

Vielleicht sollte er besser den Fernseher wieder einschalten. Doch die Werbung, auf die zurückgebliebenen Normalen ausgerichtet, erschreckte ihn. Auf unzählige Arten wurde ihm klargemacht, daß er ein Sonderfall und unerwünscht war. Und unbrauchbar. Daß er nicht mal auswandern konnte, selbst wenn er es wollte.

Wozu also sollte er sich das anhören, dachte er gereizt. Die mit ihrer Kolonialisierung; ich wünsche ihnen einen Krieg - das wäre doch theoretisch möglich -, dann erginge es ihnen wie auf der Erde. Und jeder, der ausgewandert ist, würde zum Sonderfall.

Na schön, dachte er, gehen wir, gehen wir wieder an die Arbeit.

Er streckte schon die Hand nach dem Türknopt aus; die Tür öffnete ihm den Weg hinaus auf den unbeleuchteten Korridor; er schreckte vor der gähnenden Leere des riesigen Gebäudes zurück. Da draußen lauerte sie ihm auf, diese Leere, die vorhin schon gierig züngelnd in seine Wohnung eingedrungen war.

Gott im Himmel! dachte er und schloß die Tür wieder.

Er war noch nicht bereit für den Weg über hallende Treppen hinauf zum leeren Dach, wo er kein Tier hatte, für das Echo seines Aufstiegs, das Echo des Nichts.

Es wird Zeit, die Griffe zu packen, sagte er sich und ging hinüber ins Wohnzimmer zu seiner schwarzen Einswerdungsbox.

Als er das Gerät einschaltete, rief der elektrische Strom den gewohnten schwachen Geruch nach negativen Ionen hervor. Er atmete ihn gierig ein und fühlte sofort den inneren Auftrieb. Dann glomm die Kathodenröhre wie die matte Imitation eines Fernsehbildes. Eine Collage erschien, ein Gewirr von scheinbar zufälligen Farben, Streifen und Formen, die nichts Konkretes ergaben, bis die Griffe gepackt wurden. Er holte tief Luft, sammelte sich und nahm die beiden Griffe fest in die Hände.

Ein Bild formte sich. Plötzlich sah er die berühmt gewordene Landschaft und den alten, braunen, kahlen Hang, von dem vereinzelt Stauden von Unkraut wie verdorrte Knochen schräg in einen trüben sonnenlosen Himmel aufragten. Eine mehr oder weniger menschliche Gestalt quälte sich den Hügel hinan - ein alter Mann in einem stumpffarbenen, weiten Umhang, der so ärmlich wirkte, als wäre er aus der feindseligen Leere des Himmels gegriffen. Dieser Mann, es war Wilbur Mercer, kämpfte sich voran; John Isidore umklammerte die beiden Griffe und merkte, wie das Wohnzimmer um ihn allmählich verschwand. Die klappriegen Möbel und die Wände lösten sich auf, er nahm sie überhaupt nicht mehr wahr. Statt dessen betrat er, wie schon so oft, eine düstere Landschaft unter einem düsteren Himmel. Gleichzeitig beobachtete er nicht mehr als Zuschauer den Aufstieg des alten Mannes. Seine eigenen Füße suchten jetzt Halt zwischen den vertrauten losen Steinen, er spürte unter seinen Sohlen den gewohnten harten Druck des Gerölls, und wieder roch er den ätzenden Dunst des Himmels; es war kein irdischer Himmel, sondern der Himmel einer fremden, fernen Gegend, in die ihn die Einswerdungsbox versetzt hatte.

Der Wandel hatte sich auf die gewohnte verblüffende Art und Weise vollzogen. Er wurde physisch eins mit Wilbur Mercer und identifizierte sich auch geistig und seelisch mit ihm. Genau dasselbe Wunder erlebte im gleichen Augenblick jeder, der hier auf der Erde oder auf einem der Kolonialplaneten in dieser Sekunde die beiden Griffe packte. Er nahm sie wahr, diese anderen, verspürte den Wirrwarr ihrer Gedanken, hörte in seinem Gehirn den Lärm ihrer vielfältigen Existenzen. Ihnen wie auch ihm war nur eines wichtig: Dieses Einswerden ihrer Seelen konzentrierte ihre Aufmerksamkeit auf den Berg, das Klettern, die Notwendigkeit des Aufstiegs. Er vollzog ihn Schritt um Schritt, langsam und beinahe unmerklich. Aber es war ein Aufstieg. Höher! dachte er, als unter seinen Füßen Steine abwärts wegrollten. Heute sind wir höher als gestern, und morgen ... Er, diese Sammelgestalt des Wilbur Mercer, blickte hinauf und taxierte den noch bevorstehenden Aufstieg. Kein Ende abzusehen. Zu weit entfernt. Aber irgendwo lockte der Gipfel.

Ein Stein flog auf ihn zu und traf ihn am Arm. Er fühlte den Schmerz. Er drehte sich halb um, da sauste ein zweiter Stein dicht an ihm vorbei und prallte auf den Boden. Bei diesem Geräusch schreckte er zusammen. Wer? dachte er und suchte nach seinem Peiniger. Es waren die alten Widersacher, die sich am äußersten Rande seines Blickfeldes bemerkbar machten. Sie waren ihm auf dem ganzen Weg gefolgt und würden bis zum Gipfel bei ihm bleiben. Sie - oder es?

© Copyright Haffmans

Überlegungen zum Thema aus: **Whitaker, R.: Das Ende der Privatheit**

Solche Fragen werden noch beunruhigender, wenn man bedenkt, daß die Grenzen zwischen Biologie (der »Natur«) und Maschine (dem »Künstlichen«) zunehmend verschwimmen. Die Genetische Revolution und ihr Ableger, die Biotechnologie, fallen mit der informationellen Revolution zusammen. Allmählich hat die Öffentlichkeit ein Bewußtsein für einige der bedeutsamen und zutiefst beunruhigenden Konsequenzen der Biotechnologie entwickelt, insbesondere für die Möglichkeit, Menschen zu klonen oder Organfarmen zu betreiben, in denen Ersatzkörperteile für Transplantationen am Leben gehalten werden. Beide Revolutionen entwickelten sich nicht zufällig im Gleichtakt weiter. Die genetische Forschung beruht auf dem Entschlüsseln und Lesen der DNA, dem grundlegenden Programm - man könnte es auch Software nennen - des Lebens. Die Computertechnologie wiederum erleichtert es, die gesamte genetische Struktur zu kartographieren.



Das Genomprojekt wird erst irgendwann im 21. Jahrhundert abgeschlossen sein - bisher sind nur etwa zwei Prozent der herkulischen Berechnung geschafft. Wenn man das Projekt abgeschlossen hat, ist es möglich, die DNA vollständig zu »lesen« - und die DNA zu lesen bedeutet auch, daß man sie »schreiben« kann, das heißt, man hat dann die Macht, Leben entsprechend bestimmter Vorstellungen zu gestalten - anders ausgedrückt: Gott zu spielen.

Der 1980 gedrehte Film *Blade Runner* beschreibt ein Los Angeles des 21. Jahrhunderts, in dem das mächtige Unternehmen Tyrell aus Gewinnstreben »Replikanten«, genetisch programmierte Menschen, herstellt. »Unser Motto ist: Menschlicher als der Mensch«, erklärt der Konstrukteur. Die Replikanten sind für bestimmte Aufgaben entworfene Sklaven, doch die neuesten Modelle entwickeln Gefühle und lehnen sich auf; ihre Lebensdauer ist allerdings auf vier Jahren beschränkt. Rachel ist eine experimentelle Replikantin, die sich für einen Menschen hält; Gedächtnisimplantate haben sie mit einer Kindheit und Vergangenheit ausgestattet, von der sie glaubt, es sei tatsächlich die ihre. Sie erfährt, daß dies nur ein Täuschungsmanöver war, doch sie und ein Detektiv namens Deckard (ein »Bladerunner«, der darauf geschult ist, gefährliche Replikanten aufzuspüren und »aus dem Verkehr zu ziehen«) verlieben sich dennoch ineinander. Nachdem er Rachel enthüllt hat, daß all ihre Erinnerungen Implantate sind, aus denen sie sich eine Identität aufgebaut hat, bleibt Deckard in einer besonders eindringlichen Szene mit Photos seiner eigenen Familie und Kinderzeit allein zurück. Der Zuschauer sieht sich mit der verstörenden Möglichkeit konfrontiert, Deckards Vergangenheit sei möglicherweise auch nicht mehr wert als die Rachels. Beide haben ihre Identität aus Erinnerungsbruchstücken aufgebaut: Sind die Photographien Deckards »wirklicher« als Rachels Implantate? Unabhängig von ihrer Herkunft ist Rachel eine selbstbewußte Frau mit einer Persönlichkeit und Gefühlen, die Deckard fasziniert und ihn mit ihrem melancholischen, irritierenden Ich konfrontiert. Am Ende des Films

flieht Deckard mit Rachel aus einem finsternen, verfallenden und vom sauren Regen zerfressenen Los Angeles. Sein Detektivkollege ruft ihnen nach: »Schlimm, daß sie nicht am Leben bleibt. Aber andererseits, wer lebt schon?«

Die Zwillingstechnologien Computerwissenschaft und Genetik weisen beide auf die Erschaffung von Intelligenz voraus - von künstlicher Intelligenz im Fall des Computers und biologisch eingebauter Intelligenz im Fall der Genetik. Parallele Wege, die sich jedoch einander annähern. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird man bei der Konstruktion von Computern immer mehr dazu übergehen, biologische Bauelemente wie auf Proteinmolekülen basierende Mikroprozessoren als Hardware zu verwenden. Was die Software angeht, wird man immer mehr Anleihen beim menschlichen Gehirn machen (dem am höchsten entwickelten Supercomputer der Welt, der keinen einzigen Baustein aus Silizium enthält), um mit künstlicher Intelligenz ausgestattete Software zu entwickeln; dies ist die nächste Stufe der Computerära. Freeman Dyson stellt die durchaus überzeugende Hypothese auf, daß Computertechnologie und Genetik zwar »miteinander konkurrieren, wer die führende Rolle in der industriellen Revolution des 21. Jahrhunderts spielen wird«,

... doch wahrscheinlich können weder die Genetik noch die Computer das Rennen für sich entscheiden. Da die physikalischen Strukturen im Zentrum der modernen Computertechnik immer kleiner und gleichzeitig die chemischen Strukturen im Herzen der Gentechnik immer vielseitiger werden, überlappen sich die beiden Technologien allmählich und verschmelzen. Wahrscheinlich werden die siegreichen Konzepte einer intelligenten, solarbetriebenen Maschine oder einer intelligenten Abfallbeseitigungsmaschine elektronische und biologische Werkzeuge gleichermaßen einsetzen und zusammenarbeiten lassen. Die sich selbst reproduzierende Maschine wird teilweise aus Genen und Enzymen bestehen, während gentechnisch hergestellte Gehirne und Muskeln zum Teil aus integrierten Schaltkreisen und elektrischen Motoren zusammengesetzt sein werden. Schließlich werden physikalische und biologische Bausteine so eng miteinander gekoppelt sein, daß wir nicht mehr sagen können, wo der eine beginnt und der andere endet.

Wissenschaftlern ist es mittlerweile schon gelungen, Nervenzellen einer Ratte auf einem Siliziumchip wachsen zu lassen - und über die Zellen elektrische Impulse an den Chip zu übermitteln. Letztendlich dürfte es möglich sein, menschliche Gehirnzellen direkt an einen Computer anzuschließen. Beispielsweise könnte man Siliziumchips in das Gehirn einpflanzen und so verschiedene Arten von Intelligenz miteinander verbinden. Silizium kann Daten besser speichern und abrufen sowie besser rechnen, während das Gehirn sich besser zur Erkennung von Mustern eignet. Warum sollte man also nicht versuchen, sie zusammenarbeiten zu lassen und ein »bionisches« Gehirn zu schaffen, das die Bestleistungen quantitativer und qualitativer Intelligenz vereint?

Seit Ende der vierziger bis irgendwann in die sechziger Jahre hinein stellte man sich in den westlichen Ländern Computer zuerst als Rechenmaschinen und dann als Roboter vor, als Maschinen, die sowohl denken als auch handeln können. Roboter brauchten ja nicht einfach passiv herumzustehen und auf Befehle des Menschen zu warten. Sie könnten sich wie Menschen im Raum bewegen und aktiv auf die Welt einwirken. Im Unterschied zum menschlichen Geist könnte Roboterintelligenz problemlos für Routineaufgaben, monotone oder gefährliche Arbeiten eingesetzt werden. Praktische Anwendungen der Robotertechnik bieten sich überall an. Arbeiten Fabrikroboter am Montageband nicht effizienter als menschliche Arbeiter und brauchen dabei weniger Zuwendung? Fließbandroboter werden nicht müde und machen keine Fehler, wozu ihre menschlichen Gegenstücke nur allzugerne neigen. Auch lästige Hausarbeiten könnten von Roboterdienern und -köchen übernommen werden. Tätigkeiten, die zu unangenehm oder gefährlich für biologische Wesen sind - zum Beispiel der Abbau bestimmter Rohstoffe in Bergwerken, die Beseitigung von Giftrückständen oder die Entschärfung von Bomben -, könnten Roboter sicherer und zufriedenstellender ausführen.

Abwechselnd begrüßte und fürchtete man die Roboter. Man begrüßte sie, weil sie stumpfsinnige Plackerei abzuschaffen sowie Arbeit und Leben zu erleichtern versprachen. Und man fürchtete sie, weil die Gefahr bestand, daß sie alle menschlichen Arbeiter insgesamt ersetzen, schließlich die Macht übernehmen und die Welt regieren würden. Zur Zeit der ersten Großrechner zirkulierte unter Computerwissenschaftlern folgender Witz: Irgendwann in ferner Zukunft sind alle Computer der Galaxis in Serie geschaltet. Als man den Schalter umlegt und den ultimativen Supercomputer einschaltet, gibt man ihm als erstes die uralte Frage ein, von der die Menschheit schon immer besessen war: »Gibt es einen Gott?« Der Himmel verfinstert sich, der Donner grollt, dann kommt die Antwort: »Jetzt gibt es einen!«